

perten ihr die Nachfolge Jesu. Weil Gott für eine schwer-mütige Person kein Wegbegleiter mehr sei, dürfe man sie eigentlich keinen Augenblick allein lassen. Aber gerade menschliche Nähe sei so schwer zu gewähren. Sie glaubt fest, „daß ein Mensch, der seinen Platz sucht neben einem, der nicht mehr weiter kann, und geduldig und unbeirrt mitzutragen versucht, auch wenn ihm noch so oft nach Flucht zumute ist – daß dieser Mensch wirklich etwas lebt von der Nachfolge Jesu . . .“.

Ingrid Weber-Gast faßt ihre Erfahrungen so zusammen: Weil Du, Lebenspartner, nicht geflohen bist vor meiner Angst: Du gabst mir Nähe und Annahme!

Weil Du, Gemeinde, nicht geflohen bist vor meiner Schwermut: Du hast für mich gebetet und mir ihn gezeigt!

Weil Du, Gott, nicht geflohen bist vor meiner Klage: Du hast mich mit Dir ringen lassen, doch niemals hast Du mich losgelassen!

Was bedeutet das alles für die christliche Gemeinde?

Die Gemeinde kann zunächst den Einsamen und Kranken nahe sein durch das fürbittende Gebet. Sie kann Menschen, die in ihrer Schwermut Gott aus dem Auge zu verlieren drohen, ausdrücklicher in die Gemeinde hineinnehmen und ihnen so helfen, ihren Glauben als Kraftquelle wiederzufinden. Der Pfarrer und andere Mitglieder der Gemeinde sollten als Freunde depressiver Menschen dieses schwierige Leben aus unmittelbarer Nähe miterleben und mittragen. Die Verkündigung müßte auch mit der Schwermut mancher Hörer rechnen und Worte anbieten, die auch in das Dunkel einer solchen Krankheit hinabreichen. Die Klagepsalmen sollten in den Gottesdienst gebracht werden, weil mit ihnen der freimütige Umgang mit Gott eingeübt werden kann.

Liselotte Wilk
Die postmoderne
Gesellschaft –
eine Gesellschaft
„isolierter
Einzelner“?
Einige soziologische
Überlegungen

Die gesellschaftliche Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte geht zwar in Richtung auf eine stärkere Individualisierung, die sich in gewissem Ausmaß isolationsfördernd auswirkt, die aber auch die Emanzipation und freie Entfaltung fördert. Erfreulicherweise sind nur wenige Gruppen von Menschen völlig isoliert. Kirche und Gesellschaft sollten sich gemeinsam bemühen, diesen Menschen, aber auch den nur für eine bestimmte Zeit stärker isoliert lebenden tragfähige Netzwerke anzubieten. red

Immer wieder in der Geschichte wurde das Schreckgespenst einer Gesellschaft, die charakterisiert ist durch das isolierte Nebeneinander-Existieren egozentrischer ge-

meinschaftsunfähiger Individuen, entworfen. Diese in verschiedenen historischen Epochen aufgestellten Prognosen unterscheiden sich lediglich darin, daß sie unterschiedliche gesellschaftliche Kräfte als Ursachen dieser Entwicklung ansehen.

Es ist hier nicht der Raum gegeben zu einer umfassenden Analyse all jener gesellschaftlichen Faktoren, die die Integration eines Individuums in seine Gesellschaft und somit auch seine soziale Desintegration – die hier mit Isolation gleichgesetzt werden soll – bestimmen. Es soll hier nur auf einige der Dimensionen eingegangen werden, die als Charakteristika heutiger Gesellschaft und des Wandels, dem sie unterliegt, gelten und denen besondere Bedeutung in der oben angesprochenen Richtung zugeschrieben wird. Im Anschluß daran wird versucht, auf der Basis empirischer – vorwiegend auf Österreich bezogener – Studien Hinweise auf den Anteil isoliert lebender Personen zu geben. Wieweit diese Daten verstanden werden können als Ergebnis bestimmter isolationsfördernder bzw. -hemmender gesellschaftlicher Faktoren und auf welche Personengruppen als besonders gefährdete sie verweisen, soll abschließend diskutiert werden.

1. Individualisierung und Wertewandel als isolationsfördernde Kräfte

Als eines der zentralen Kennzeichen heute stattfindender gesellschaftlicher Entwicklung wird eine alle gesellschaftlichen Bereiche umfassende Individualisierungsdynamik angesehen. Gesellschaftliche Individualisierungsschübe sind in der Geschichte der Moderne keineswegs neuartige Erscheinungen, es sei verwiesen auf die Beschreibung des gesellschaftlichen Wandels als Prozeß der Ablöse von „Gemeinschaft“ durch „Gesellschaft“ bei Tönnies (1963). Das, was den Individualisierungsschub der Gegenwart kennzeichnet, sind seine Konsequenzen: Es kommt zur Ausdifferenzierung von Individuallagen in der entwickelten Arbeitsmarktgesellschaft. Der *einzelne* wird zur „lebensweltlichen Reproduktionseinheit des Sozialen“ (Beck 1986, 119).

Verlust traditioneller Sicherheiten und Chance zu neuen Gemeinschafts- bindungen

Dieser Vorgang besitzt nach Lau (1988, 219) sowohl als objektive als auch als subjektive Dimension Bedeutung. *Objektiv* bedeutet Individualisierung sowohl Freisetzung von traditionellen Gemeinschaftsbindungen als auch reaktive, sekundäre Einbeziehung in neue Vergemeinschaftungsprozesse. Die Freisetzung von traditionellen Gemeinschaftsbindungen wird durch Chance und Zwang zu Mobilität gefördert und zeigt sich unter anderem in einer Abnahme der normativen Verpflichtungen gegenüber Verwandtschaft und Nachbarschaft. Damit wird die Zugehörigkeit zu traditionellen Gruppen und Milieus ungewiß, und diese verlieren ihre sozial-stützende Funk-

tion. Institutionalisierung und Standardisierung neuer Lebenslagen können aber auch zur Entstehung neuer soziokultureller Gemeinsamkeit führen, die es ermöglichen, neue Gemeinschaften zu wählen und zu gestalten. Lau (1988, 22) bezeichnet solche Versuche als sekundäre Vergemeinschaftungen. Dabei wird die Isolation der gegeneinander verselbständigten Privatexistenzen durchbrochen, und es werden situations- und themenspezifische Koalitionen geschlossen. Als solche neue Formen der Vergemeinschaftung können so unterschiedliche Erscheinungen wie Kindergarteninitiativen, Therapiegruppen und soziale Bewegungen gelten. Die Ausdifferenzierung von Individuallagen bedeutet somit, als objektive Dimension betrachtet, sowohl die Herauslösung aus historisch vorgegebenen Sozialbindungen und den Verlust traditioneller Sicherheiten als auch die Chance zu neuen, frei gewählten und mitzugestaltenden sozialen Einbindungen (Beck 1986, 206).

Spannung zwischen Vereinzelung und Emanzipation

Die *subjektive* Dimension der Individualisierung spannt sich zwischen Vereinzelung und psychologischer Anonymisierung einerseits und Autonomisierung und Emanzipation andererseits auf. Diese Spannung findet in zahlreichen Lebensbereichen des einzelnen seinen Ausdruck; sie soll hier am Beispiel der Wahl der Lebensbiographie und der Familienform gezeigt werden. Die Freisetzung von Mann und (insbesondere) Frau aus traditionellen Rollenzuweisungen bedeutet ebenso die Chance, das Leben nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, wie die Notwendigkeit dazu. Dies findet seinen Ausdruck darin, daß für den einzelnen mehrere Lebensentwürfe zur Wahl stehen, ehemals institutionalisierte Lebensmuster (z. B. generatives Verhalten) individuelle Entscheidungen abverlangen und Normalitätsvorstellungen bezüglich Biographie (z. B. Berufsbiographie [Kohli 1986]) an Verbindlichkeit verlieren. Die eigene Lebensgestaltung wird durch das Verlorengelassen von geschlechts-, schicht- und berufsspezifischen Biographiemustern zum „individuellen Projekt“ (Lau 1988, 220). Gelingen oder Mißlingen liegen in der Verantwortlichkeit des einzelnen, ein Scheitern wird nicht von der einbindenden sozialen Gruppe mitgetragen. Die damit gewonnene Selbstbestimmung und Autonomie schließt aber auch Vereinzelung in sich ein, das Freisein von sozialer Kontrolle sowohl Emanzipation als auch Anonymisierung.

Eng verbunden mit dieser Möglichkeit der Gestaltung der eigenen Lebensbiographie ist die Freiheit der Wahl der familiären Lebensform und deren Gestaltung. Traditionelle Normen, insbesondere geschlechtsspezifische, ha-

ben an Verbindlichkeit abgenommen. Die Individualisierung hat dazu geführt, daß die Verwirklichung und Entwicklung der eigenen Person in verschiedenen Formen von Familie ebenso gesucht wird wie enge Verbundenheit und innige Gemeinschaft. Gerade aber diese umfassenden Ansprüche bergen die Gefahr in sich, daß die gewählte Familienform die an sie gestellten Erwartungen nicht erfüllt und als Folge davon zerfällt bzw. aufgelöst wird. Wurde also Familie einerseits im Rahmen eines fortgeschrittenen Individualisierungsprozesses für Mann und Frau durch die Befreiung von vorgegebenen Rollenleitbildern und sozialer Kontrolle zu der Möglichkeit der Gestaltung umfassender Gemeinschaft schlechthin, in der man als ganze Person erlebt, geliebt, akzeptiert, betreut, gehalten, unterstützt und gefördert wird, so ist diese Gemeinschaft zugleich labil und von Auflösung bedroht. Der Zerfall einer familiären Lebensform aber bedeutet beinahe immer den Verlust der wichtigsten Gemeinschaft und birgt häufig die Gefahr in sich, daß der einzelne, zumindest für einen gewissen Zeitraum, isoliert ist und sich einsam fühlt. Familiäre Gemeinschaft ist nur sehr begrenzt durch nichtfamiliäre Gemeinschaftsformen zu ersetzen, nicht zuletzt deshalb, da vorwiegend stabile Primärbeziehungen identitätsbildende Kraft besitzen.

Pluralisierung der
Wertordnungen . . .

Als ein weiterer Faktor, der Einfluß auf die Chance des einzelnen, in seine Gesellschaft integriert zu sein, nimmt, wird häufig der „Wertwandel“ angesehen. Die Annahme eines linearen, gerichteten Wandels scheint inzwischen unhaltbar geworden zu sein. Sowohl die Annahme einer Erosion der Pflicht- und Akzeptanzwerte als auch die These von Inglehart über den Wandel hin zu postmaterialistischen Orientierungen (Inglehart 1980) scheinen den tatsächlichen Entwicklungen nicht zu entsprechen. Man kann vielmehr annehmen, daß es zu einer Pluralisierung der gesellschaftlichen Wertordnung und zu einer Individualisierung des Umgangs mit Wertordnungen gekommen ist (Eder 1988). Dennoch wird in soziologischer Literatur immer wieder darauf verwiesen, daß insbesondere der Wandel von Pflicht- und Akzeptanzwerten hin zu Werten der Selbstverwirklichung – vorwiegend vermittelt über Bedeutung und Gestaltung von Familie – Ursache einer zunehmend prekären, von Isolation bedrohten Lage insbesondere älterer und alter Menschen darstellt (Rosenmayr 1986, 64). Solidarität in der Familie wird demnach abgelöst von Tendenzen zur Selbstverwirklichung mit Egozentrik und Egoismus. In Verbindung mit dem zunehmenden Muster der Singularisierung führt dies dazu, daß Menschen auf sich selber und ihre Eigenkompe-

. . . und Gefahr von
egoistischer „Selbst-
verwirklichung“

tenz zurückverwiesen werden, was besonders dann problematisch wird, wenn sie auf Hilfe und Unterstützung durch andere angewiesen sind. Zudem führt das Streben nach Selbstverwirklichung dazu, daß menschliche Beziehungen instabil werden und von begrenzter Dauer, was zumindest zeitweilige Isolation begünstigt. – Beck (1986) schreibt den Veränderungen im Bereich der Wertorientierungen eine völlig andere Bedeutung zu. Auch er geht davon aus, daß sich allmählich ein neues Wertsystem mit einer neuen Ethik, die auf dem Prinzip der Pflichten gegenüber sich selbst beruht, etabliert. Diese Wertorientierung scheint vorerst im Widerspruch zur traditionellen Ethik zu stehen und wird häufig als Ausdruck des Egoismus und Narzißmus mißverstanden. Dabei wird aber übersehen, daß sich der Kern des Neuen auf „Selbstaufklärung und Selbstbefreiung als eigentätigen, lebenspraktischen Prozeß“ (Beck 1986, 157) richtet und daß dies die Suche nach neuen Sozialbindungen in Familie, Arbeit und Politik mit einschließt.

Hinweise darauf, in welchem Ausmaß soziale Eingebundenheit von Individuen bzw. Isolation in unserer Gesellschaft heute tatsächlich anzutreffen ist, geben neuere empirische Studien.

2. Empirische Hinweise auf soziale Isolation

Den wohl wichtigsten empirischen Zugang zur Erfassung der sozialen Eingebundenheit von Individuen stellen Netzwerkanalysen dar. Ausgangspunkt des sozialen Netzwerkkonzeptes (bei aller Unterschiedlichkeit seiner theoretischen Konzeption) sind die unterschiedlichen sozialen Kontakte und Beziehungen eines Individuums, die sein soziales Netzwerk bilden. Dabei ist zu beachten, daß soziale Netzwerke keineswegs konstant sind, sondern während der ganzen Lebensspanne ständigen Wandlungen unterliegen (Röhrle 1987) und daß sie unterschiedliche Funktionen wahrnehmen können: Unterstützung, Kontakt, Geselligkeit und Kontrolle (Marbach 1987, 4).

Familie als das soziale Netzwerk

Als das soziale Netzwerk schlechthin kann die Familie (hier verstanden als die in einer gemeinsamen Wohnung lebenden Verwandten) gelten. Sie erfüllt all die oben angegebenen Funktionen mit hoher Intensität und während eines langandauernden Zeitabschnittes. Ist es doch die ihr von der Gesellschaft zugeschriebene und von ihr erwartete Leistung, daß sie intime Zusammengehörigkeit vermittelt, daß sie Sicherheit, Nähe, Geborgenheit und Empathie und die benötigte emotionelle und instrumentelle Unterstützung gibt. So erwartet man sich auch, wie die Ergebnisse einer repräsentativen österreichischen Studie zeigen, in Notsituationen am häufigsten Unterstützung von seinem Ehepartner (Höllinger 1987, 121). Die demo-

graphische Entwicklung allerdings verweist darauf, daß in westlichen hochentwickelten Gesellschaften wie Österreich oder der BRD zunehmend mehr Personen alleine und nicht in einem Familienhaushalt leben. So lebten laut Mikrozensus 1988 in Österreich 790.600 Personen, das sind 10,4% der Gesamtbevölkerung, allein (Gisser u. a. 1990, 75). Die Steigerung dieses Anteils seit 1961 um vier Prozentpunkte dürfte neben der allgemeinen Tendenz zur Individualisierung durch eine zunehmende Verbesserung des Wohnungswesens, die ein Alleinleben erst möglich machte, bedingt sein. Am stärksten sind dabei die Einpersonenhaushaltsquoten der über 75jährigen Frauen gestiegen. Von den 65–74jährigen Frauen lebten 1988 39,3% allein, von den über 75jährigen 52,8%. Von den entsprechenden Altersgruppen der Männer waren es hingegen nur 10% bzw. 18,5%. Familie (im oben dargestellten Sinn) als wichtigstes soziales Netzwerk müssen also heute vor allem ältere und alte Frauen entbehren. Meist waren sie verheiratet und haben ihren Partner durch Tod verloren. Wieweit es ihnen gelingt, die damit verlorene familiären Kontakte durch Kontakte mit nicht mehr in der Familie lebenden Verwandten oder Freunden zu kompensieren, wird weitgehend von ihrer bisherigen Integration in soziale Netzwerke und ihrer Pflege sozialer Kontakte abhängen, und dies wird ausschlaggebend dafür sein, wie sehr sie davon bedroht sind, aufgrund ihres Alleine-Lebens isoliert zu werden (vgl. Shamgar-Handelman 1989; Vaskovics – Buba 1988).

Das verwandtschaftliche Netzwerk

Neben der Familie kommt der Verwandtschaft zentrale Bedeutung als Kontakt- und Unterstützungsnetzwerk zu. Die durchschnittliche Größe des verwandtschaftlichen Netzwerkes beträgt nach der Studie von Baumann u. a. (Reisenzein u. a. 1989) acht Personen, von denen fünf als wichtig erachtet werden. Die Kontakthäufigkeit variiert sehr stark mit dem Verwandtschaftsgrad, und zwar derart, daß sich bei abnehmendem Verwandtschaftsgrad die Kontakthäufigkeit reduziert. Besondere Bedeutung kommt dabei den Eltern-Kind-Beziehungen zu. Alle vorliegenden österreichischen, aber auch internationalen Studien zeigen, daß Eltern bzw. Kinder weit häufiger getroffen werden als andere Verwandte. Mit ihren Eltern bzw. Kindern trifft mehr als ein Drittel aller Österreicher täglich oder mehrmals wöchentlich zusammen, zudem telefonieren sie ebenso häufig mit ihnen. Kontakte mit Geschwistern finden schon bedeutend seltener statt, weniger als ein Fünftel trifft seine Geschwister mehrmals die Woche. Insgesamt pflegen mehr als 90% der Österreicher regelmäßig Kontakt mit ihren Verwandten (vgl. Wilk –

Bacher 1990, 300f), wobei die Intensität der Kontakte im hohen Maß von der Wohnentfernung abhängt. Die Größe des Kontaktkreises variiert, wie Schulz in seiner Studie „Sozialkontakte in der Großstadt“ zeigen konnte, im hohen Ausmaß mit dem Alter einer Person (Schulz 1978, 82). Während bei mehr als der Hälfte der Befragten das verwandtschaftliche Kontaktnetz aus einer bis fünf Personen bestand, nahm der Anteil jener, die auf die Frage nach der Größe des verwandtschaftlichen Kontaktkreises mit „fast niemand“ antworteten, mit zunehmendem Alter stark zu. Waren dies bei den 19- bis 25jährigen nur 9,5%, stieg dieser Anteil bei den 26- bis 40jährigen etwa auf 12,5% an und betrug bei den 41- bis 60jährigen bereits 33,3%. Verwandte stellen nicht nur wichtige Gesprächspartner dar, sondern insbesondere die primär-verwandtschaftlichen Beziehungen haben große Bedeutung hinsichtlich jeder Art sozialer Unterstützung. Während entfernte Verwandte eher periphere Kontaktfunktionen bzw. Funktionen, die dem Freizeitbereich zugeordnet werden, wie z. B. „miteinander plaudern“, haben, erfüllen die nahen Verwandten primär wesentliche Unterstützungsfunktionen, z. B. Hilfe in Notlagen oder Besprechung von beruflichen Problemen (Schulz 1978, 111f). Die Hälfte der Österreicher baut im Notfall auf die Unterstützung – naher – Verwandter. Neidhardt (1966, 27) bezeichnet dies als „Solidarität auf Abruf“.

Nachbarn, Freunde,
Kollegen u. a.

Neben dem sozialen Netzwerk der Verwandten kommt dem der Bekannten größte Bedeutung zu. Nach der Untersuchung von Baumann u. a. (vgl. Reisenzein u. a. 1989) hatten die Befragten im Durchschnitt mit 4,2 Nachbarn, 5,3 Arbeitskollegen, 5 Vertrauenspersonen, 5,8 Freunden und 5 guten Bekannten regelmäßig Kontakt. (Eine Aufsummierung dieser Personen als Größe des Bekanntennetzwerkes ist nicht möglich, da sich einzelne Kategorien überlappen können.) Wie die ISSP-Studie von 1986 zeigte (vgl. Wilk – Bacher 1990, 300), hatten ca. 45% täglich oder mehrmals die Woche mit einem Freund persönlich und/oder telefonisch Kontakt, 42% persönlich und 33% telefonisch einmal pro Woche bis einmal im Monat. Mit zunehmendem Alter reduziert sich der Anteil der Bekannten, die regelmäßig getroffen werden (ÖStZ 1975, 116). Zudem haben Angestellte und Selbständige einen größeren Bekanntenkreis als Arbeiter. Ersteren ist es nicht zuletzt aufgrund besserer finanzieller Möglichkeiten eher möglich, Bekanntenkreise über weitere Entfernungen hin aufrechtzuerhalten und zu pflegen. Darüber hinaus haben Frauen, insbesondere Nicht-Berufstätige, einen kleineren Bekanntenkreis als Männer.

3. Schlußfolgerungen

Die Lebensbedingungen in der „postmodernen“ Gesellschaft, insbesondere die Tendenz zur Individualisierung, ermöglichen es dem Individuum, sich aus traditionellen sozialen Bindungen zu lösen und soziale Beziehungen relativ frei zu wählen und selektiv zu handhaben. Zugleich wird soziale Kontrolle verringert und die Autonomie des einzelnen vergrößert. Wie weit dies dazu führt, daß der einzelne sozial isoliert wird, kann auf der Basis empirischer Studien nicht eindeutig beantwortet werden. Zudem besteht Unklarheit darüber, aufgrund welcher Kriterien eine Person als sozial isoliert bezeichnet werden kann. So wurden in der Untersuchung von Marbach (1987) Kontaktdefizite im Unterstützungs- oder Kontaktnetzwerk bereits als Vorhandensein sozialer Isolation bewertet. Trifft beides zusammen, so können Personen als gänzlich isoliert gelten.

In der Studie von Schulz (1978) gab ca. ein Zehntel der unter Vierzigjährigen an, daß sie zu fast niemandem Kontakt hätten. Bei den über Vierzigjährigen waren es jedoch bedeutend mehr. Fragt man nach einzelnen Gruppen von Kontaktpersonen, so zeigt sich, daß zwar 17% der Befragten keinen Kontakt zu Nachbarn haben, jedoch nur 3% ohne Bekanntenkontakte sind. Neben der Größe des Kontaktkreises gibt die Beschaffenheit des Unterstützungsnetzes Hinweise auf soziale Isolation (vgl. ISSP-Erhebung). Dabei fällt auf, daß die meisten Befragten (etwa 92%) zwar Kontaktpersonen besitzen, an die sie sich um instrumentelle Hilfe wenden können, daß jedoch ein erheblicher Anteil (etwa 18%) offenbar niemanden hat, von dem er sich Hilfe in emotionalen Problemlagen erhofft.

Fragt man direkt danach „*Finden Sie, daß Sie genügend Bekannte haben?*“, wie dies im Mikrozensus 1975 getan wurde, so beantworten insgesamt 92% der österreichischen Bevölkerung, jedoch 87% der Wiener Bevölkerung diese Frage mit „ja“. Differenziert auf die Wiener Bevölkerung, bejahen diese Frage 90% der Arbeiter und 86% der Angestellten sowie 89% der Männer und 86% der Frauen. Diese Frage greift die Thematik der sozialen Isolation jedoch nur auf, sie kann allenfalls als eine Annäherung an dieses Problem verstanden werden.

Soziale Isolation –
eine gesellschaftliche
Randerscheinung?

Faßt man all diese Befunde zusammen, so deuten sie darauf hin, daß der Großteil aller Personen in ein unterstützendes soziales Netzwerk *integriert* und keineswegs sozial isoliert ist. Der Familie, in der man lebt, kommt dabei erwartungsgemäß die größte Bedeutung zu. Aber auch Verwandtschaft, insbesondere primärverwandtschaftliche Beziehungen, stellen (anscheinend entgegen aller Individualisierungstendenzen) eine der bedeutendsten Res-

sources dar. Zugleich aber wird deutlich, daß ein (wenn auch relativ kleiner) Teil eine eigene Familie als Beziehungsnetz entbehren muß und/oder mit nur sehr wenigen außerhalb der Familie lebenden Personen in umfassendem Kontakt steht und in schwierigen Situationen allein auf sich selbst angewiesen ist. Dies entspricht weitgehend den Befunden für die BRD, die Marbach (1987) erhoben hat. Er gelangte zu dem Ergebnis, daß weniger als 1% der Befragten als *gänzlich isoliert* betrachtet werden können. Etwa jeweils 2,5% der Befragten gaben an, entweder über kein Kontaktnetzwerk oder kein Unterstützungsnetzwerk zu verfügen. Hinsichtlich der Typisierung der von sozialer Isolation Betroffenen zeigte sich, daß sich vor allem sozial Schwache durch das Fehlen eines Kontaktnetzwerkes ausweisen und das Fehlen eines Unterstützungsnetzwerkes überdurchschnittlich Ehepaare ohne Kinder betrifft. Zusammenfassend gelangt die Studie zum Ergebnis, daß soziale Isolation zwar ein nachweisbares und differenziert zu betrachtendes Phänomen ist, dem jedoch eher der Stellenwert einer gesellschaftlichen Randerscheinung zukommt.

Aufmerksamkeit
für sozial schwache
Gruppen verstärken

Repräsentative österreichische Studien geben nur wenig Auskunft darüber, welche Faktoren solch eine Isolation begünstigen. Sie lassen nur höheres Lebensalter und niedrigen beruflichen Status als solche erkennen.

Die Befunde legen folgende Interpretation nahe: Der Trend zu Individualisierung hat keineswegs zu einer weiterverbreiteten sozialen Isolierung der Gesellschaftsmitglieder geführt. Die meisten Menschen sind in soziale Netzwerke integriert und in der Lage, sich soziale Kontakte und Unterstützung zu sichern. Dies allerdings scheint bestimmte Fähigkeiten und Ressourcen vorauszusetzen, über die einzelne, sozial schwache Gruppen in nur unzureichendem Maß verfügen. Aufgabe von Sozialpolitik wird es daher sein, ihr Augenmerk auf diese Gruppen zu richten und Maßnahmen zu setzen, die deren sozialer Isolation vorbeugen bzw. diese aufbrechen.

Literatur

M. Bacher – L. Wilk, Familie und ihre sozialen Netzwerke, in: R. Gisser – L. Reiter – H. Schattovits – L. Wilk (Hrsg.), *Lebenswelt Familie*, Wien 1990, 295–311; U. Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a. M. 1986; K. Eder, Wertwandel. Ein Beitrag zur Diagnose der Moderne? in: H. O. Luthe – H. Meulemann (Hrsg.), *Wertwandel*, a. a. O. (s. u.) 1988, 257–294; F. Höllinger, Familie und außerfamiliäre Netzwerke als Basis für soziale Hilfeleistungen, in: M. Haller – K. Holm (Hrsg.), *Werthaltungen und Lebensformen in Österreich. Ergebnisse des Sozialen Surveys*, München – Wien 1987, 111–140; R. Inglehart, Zusammenhang zwischen sozioökonomischen Bedingungen und individuellen Wertprioritäten, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 32 (1980) 144–153; H. Klages, Wertorientierungen im Wandel, Frankfurt a. M. 1984; P. Kmieciak, Wertstrukturen und Wertwandel in der Bundesrepublik Deutschland, Göttingen 1976; M. Kohli, *Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne*, in: J. Berger (Hrsg.), *Die Moderne – Kontinuitäten und Zäsuren*, Göttingen 1986, 183–208; Ch. Lau,

Gesellschaftliche Individualisierung und Wertwandel, in: *H. O. Luthe – H. Meulemann* (Hrsg.), Wertwandel – Faktum oder Fiktion? Frankfurt a. M. – New York 1988; *J. Marbach*, Soziale Netzwerke von Familien in der Bundesrepublik Deutschland, hektographiertes Manuskript, München 1987; *F. Neidhardt*, Die Familie in Deutschland, Opladen 1966; Österreichisches Statistisches Zentralamt (ÖStZ), Kontakte im Verwandten- und Bekanntenkreis. Ergebnisse des Mikrozensus, September 1975, Beiträge zur österreichischen Statistik, Heft 484, Wien 1975; *E. Reizenzein – U. Baumann – A. Laireiter – G. Pfingstmann – K. Schwarzenbacher*, Interviewleitfaden „SONET“ zur Erfassung von sozialem Netzwerk und sozialer Unterstützung: Theoretische Grundlagen, Konstruktion und empirische Befunde, noch unveröffentlichtes Manuskript, Psychologisches Institut der Universität Salzburg 1989; *B. Röhrle*, Soziale Netzwerke und Unterstützung – Befunde und Rezeptionsvarianten eines „neuen“ Konzepts in der Psychologie, Diskussionspapier Nr. 54, Heidelberg 1987; *L. Rosenmayr*, Über Familie in den Strukturumbrüchen heute. Forschungen und Erwägungen in disziplinübergreifender Sicht, in: Archiv für Wissenschaft und Praxis der sozialen Arbeit, Heft 2–4 (1986) 48–81; *W. Schulz*, Sozialkontakte in der Großstadt, Wien 1978; *L. Shamgar-Handelman*, Verwitwung und Witwenschaft in modernen Gesellschaften, in: *R. Nave-Herz – M. Markefka* (Hrsg.), Handbuch der Familien- und Jugendforschung, Bd. 1 Familienforschung, Neuwied – Frankfurt 1989, 423–432; *F. Tönnies*, Gemeinschaft und Gesellschaft, Darmstadt 1963; *L. Vaskovics – H. P. Buba*, Soziale Lage von Verwitweten. Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, Bd. 199, Stuttgart 1988.

Gert Schneider Einsamkeit als pastorales Tabu

In einer kritischen Analyse verschiedener pastoraler Situationen seiner Pfarrgemeinde stellt Schneider fest, daß zuviel Leistungsdenken und zuwenig Gelassenheit vorhanden sind. Dementsprechend fordert er den Abschied von der „aktiven Gemeinde“. red

Wenn ich in diesem Beitrag Einsamkeit als ein pastorales Tabu charakterisiere, dann auch in der provokativen Absicht, zur Diskussion zu stellen, was innerhalb von Pastorkonferenzen beinahe ausschließlich als Thema der Arbeit „an anderen“ erscheint. Ich will überhaupt nicht bestreiten, daß Einsamkeit in der Tat ein zunehmend schwieriges Problem in unserer Gesellschaft zu werden droht – und das trotz immer wieder angepriesener technischer Kommunikationsmittel. Ich will vielmehr fragen, warum ein so gravierendes Thema unter Pastoralarbeitern und -arbeiterinnen kaum oder gar nicht zur Sprache kommt, d. h., mir geht es um die Einsamkeit bei denen, die aktiv in unseren Gemeinden tätig sind, angefangen bei den Hauptamtlichen bis hin zu der großen Zahl von Menschen, die vielleicht gerade aus einer inneren Einsamkeit heraus in unseren Gemeinden mitarbeiten möchten. Es muß offensichtlich an der Art und Weise unserer gemeindlichen Arbeit liegen, wenn eine für dringlich erachtete Fragestellung dort nicht angerührt wird.

Erfahrungsbereiche
aus der Gemeinde

Zunächst aber will ich versuchen, einige Erfahrungsbereiche aus der eigenen Gemeindegemeinschaft zu benennen, um im Anschluß daran darüber zu reflektieren.